

paternoster

Die Zeitschrift der Emmaus-Ölberg-Gemeinde

4. Jahrgang Nr. 3, Herbst 2000



Innehalten • Gedenken

Zum Tod von Ulla Franken



Ulla Franken (1955 – 2000)

Jutta Schreur / „Ich muss nicht achtzig werden, damit mein Leben erfolgreich ist. Ich kann sterben und trotzdem gewiss sein, dass mein Leben eine Geschichte wird, eine Geschichte wie die Auferstehung Jesu. Manche werden diese Geschichte nicht mehr erlebt haben und trotzdem wird sie eine Bedeutung haben.“ Es ist ein Vierteljahr her, dass Ulla Franken diese Sätze in einer Radiosendung gesagt hat. Gezeichnet von ihrer schweren Krebserkrankung, war Auferstehung für sie kein Thema theologischer Fachsimpeleien, sondern Erfahrungs- und Hoffnungspotenzial im eigenen Leben.

Diese Haltung, nämlich all die theologischen Begriffe, die Pfarrerinnen und Pfarrer oft im Munde führen, auf ihre Bewährung im praktischen Leben zu überprüfen, hat Ulla immer ausgezeichnet. Sie war radikal, im besten Sinne des Wortes, sie ging den Dingen auf den Grund, bis an die Wurzel. Hartnäckig, engagiert, leidenschaftlich – ob es bei Diskussionen im Predigerseminar/PTA war, in ihrer, der Emmaus-Ölberg-Gemeinde oder im Kreiskirchenrat, überall, wo sie sich einmischte, wurde es spannend, forderte sie sich und andere heraus. Natürlich war das nicht immer einfach,

Ulla war sehr direkt und es ging hart zur Sache – aber eben um der Sache willen. Sachlich wie persönlich hat sie viele von uns, ihre Kollegen und Freundinnen, weitergebracht. Ehrlich, mitunter schonungslos sich selber und anderen gegenüber, hat sie sich und uns an die eigenen Grenzen und zu neuen Erkenntnissen geführt.

Eines war Ulla dabei nie: Verbissen. Davor bewahrte sie schon ihr trockener Humor. Sie konnte herzlich lachen, auch über sich selber, und Lebensfreude, Genuss und Sinnlichkeit gehörten zu ihrem Alltag, bis zuletzt.

Die Wahrhaftigkeit, mit der sie, gemeinsam mit ihrem Mann Peter und den (fast) erwachsenen Kindern Florian und Grietje auch ihre letzte Wegstrecke zurückgelegt hat, ist für alle, die sie begleiten durften, ein eindrucksvolles Zeugnis gelebten Christseins gewesen.

In der Emmaus-Kirche, in der sie vor 11 Jahren ordiniert worden war, haben wir am 24. Juni den Trauergottesdienst für Ulla gefeiert. Sie ist nicht einmal fünfundvierzig Jahre alt geworden, aber ihr Leben wird eine Geschichte werden und die Bedeutung haben, wie die Geschichte und die Auferstehung Jesu, die sie mit ihrem Leben verwoben und weitergeschrieben hat.

Inhalt

Jutta Schreur Nachruf auf Ulla Franken	2
Editorial	3
Ulla Franken Predigt 1 Rettunginseln	4
Heike Krohn Eine Vernunfttehe aus Zuneigung	6
Jörg Machel Ein Zentrum ist der Gottesdienst	7
Ulla Franken Predigt 2 Mein und dein und Christsein	8
Fotoalbum Die Ölberg-Kirche vor dem Krieg	10
Ulla Franken Predigt 3 Wie Wandel gelingen kann	12
Ulla Franken Predigt 4 Wir selber könnten Engel sein...	14
Dorothea Weltecke Intra-Venus, ein Ausstellungstipp	15
Ulla Franken T wie Taufe	17
Gemeinde im Überblick	18
Rückblick, Impressum	19
Aktuelle Termine sind nicht hier abgedruckt, sondern im „Emmaus-Ölberg-Kalender“, der monatlich erscheint. Sie erhalten ihn in der Gemeinde und über das Internet: http://www.emmaus.de	

Editorial



Liebe Leserin, lieber Leser!

Es gibt Gebete, die nicht zu dem Ziel führen, zu dem sie führen sollten. So manche Kerze haben wir in unseren Gottesdiensten angezündet und für die Genesung von Ulla Franken gebetet. All unsere Gebete, Ulla möge wieder gesund werden, scheinen nichtig angesichts ihres Todes.

Und doch haben wir auch eine andere Erfahrung gemacht in dieser Zeit der Krankheit und des Abschiednehmens: Die Gebete haben uns verwandelt. Und die Gebete selbst haben sich verwandelt, haben in den Monaten anderes zur Sprache gebracht, Dank und Bitte haben sich verändert. Je länger die Krankheit dauerte, desto sensibler wurde unsere Wahrnehmung und unser Beten. Immer häufiger ging es nicht einfach nur darum, gesund zu sein statt krank. Darum ging es auch und darum ging es zentral, aber es ging auch darum, noch Zeit füreinander zu haben, gemeinsame Stunden zu genießen, miteinander ins Reine zu kommen, Dinge zum Abschluss zu bringen. Ihre Predigten hat Ulla noch sortiert und einige, die ihr besonders am Herzen lagen, hat sie zur Veröffentlichung im *paternoster* ausgewählt. Diese Predigten bilden das Zentrum dieser Ausgabe. Innehalten und Gedenken wollen wir auch angesichts der Fusion von Emmaus und Ölberg, die sich am 27. August zum fünften Mal jährte.

Pfarrer Jörg Machel

Rettungsinseln

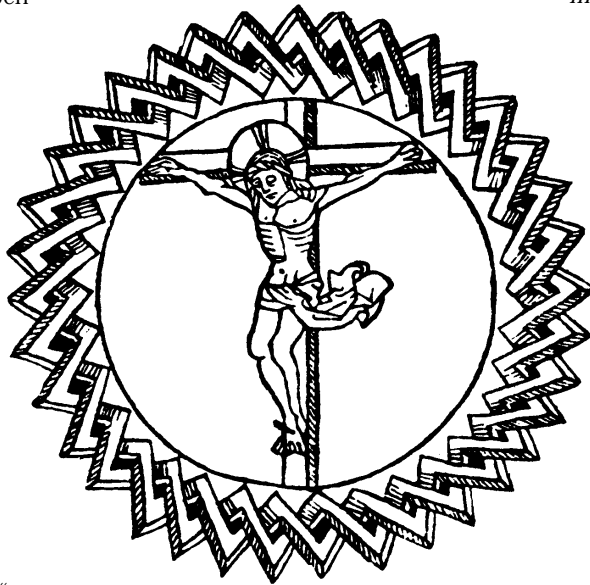
Eine Predigt von Ulla Franken über 2. Korinther 1,3-7 am 22.3.1998

Liebe Gemeinde!

Auf der Nordseeinsel Pellworm, auf der ich gerade eben wieder einmal einige Wochen zugebracht habe – diesmal zur Kur –, habe ich vor einigen Jahren eine kleine katholische Kapelle entdeckt. Sie ist – wie es selbst in katholischen Kirchen kaum noch irgendwo sonst vorkommt – Tag und Nacht geöffnet. Dennoch finden in dieser Kapelle nur sehr selten Gottesdienste statt. Am meisten wird sie dazu genutzt, dass Menschen – zu meist Inselbesucher – hier ihren Raum der Stille finden. Fast immer brennen mehrere Kerzen auf einem dazu vorbereiteten Tisch. Und ein daneben liegendes dickes Buch gibt bere derte Auskunft darüber, mit welchen Sorgen Menschen hier Trost gesucht haben. „Wir haben einen lieben Freund verloren und bitten Gott, dass er uns in unserem Verlassensein beisteht“, ist dort z. B. auf einer Seite zu lesen. Auf einer anderen: „Mein Leben ist so laut und unruhig, und hier scheint alles so wohl geordnet und idyllisch. Ich möchte so gerne etwas davon mitnehmen können in meinen Alltag.“ Und auf einer dritten: „Die Familien und die Kinder am Strand haben mir noch einmal sehr schmerz lich bewusst gemacht, wie alleine und einsam ich bin. Ich werde wohl nie wieder ein Kind haben. Aber ich möchte danken können für alle Kinder, die mich im Vorbeigehen anlachen.“

Ein Buch voller Bitten um Trost.

Und gleichzeitig ein Buch – so geht es mir jedenfalls immer, wenn ich darin blättere –, das auch Trost gibt. Ein Buch von und über Menschen, die aussprechen und aufschreiben, was sie bewegt. Und die dadurch auch mir als Leserin das Gefühl vermitteln: Ich bin nicht allein mit meinen Sorgen; so wie ich jetzt in diesem Moment teilhabe an den Gedanken anderer, so kann auch ich mich mitteilen, indem auch ich etwas aufschreibe oder indem ich still in Gedanken und im Gebet eine Kerze anzünde.



Und so kommt es, dass ich seit Jahren die Insel nie wieder verlassen habe, ohne mindestens einmal in der kleinen Kapelle gewesen zu sein.

Den Predigttext dieses Sonntags habe ich nicht in dem Buch neben dem Kerzentisch der Inselkapelle ge-

funden. Aber dieser Text könnte wohl auch dort stehen. Auch er redet von Not, von Leiden, von Verzweiflung und Lebensgefahr und gleichzeitig spricht er die Hoffnung aus, dass all diese Not und Gefahr neues Leben in sich birgt. Der Apostel Paulus hat ihn geschrieben, und man kann ihn nachlesen im ersten Kapitel des 2. Korintherbriefs:

Gelobt sei Gott, der Vater unseres Herrn Jesus Christus, der Vater der Barmherzigkeit und Gott allen Trostes, der uns tröstet in aller unserer Trübsal, damit wir auch trösten können, die in allerlei Trübsal sind, mit dem Trost, mit dem wir selber getröstet werden von Gott.

Denn wie die Leiden Christi reichlich über uns kommen, so werden wir auch reichlich getröstet durch Christus.

Haben wir aber Trübsal, so geschieht es euch zu Trost und Heil. Haben wir Trost, so geschieht es zu eurem Trost, der sich wirksam erweist, wenn ihr mit Geduld dieselben Leiden ertragt, die auch wir leiden. Und unsere Hoffnung steht fest für euch, weil wir wissen: wie ihr an den Leiden teilhabt, so werdet ihr auch am Trost teilhaben.

Mich spricht an diesen Zeilen besonders an, dass Paulus hier von Jesus spricht wie von einem Mitmenschen. Kein übermenschlicher Märtyrer, der für die Sünden der Welt stirbt und dafür von Gott belohnt

wird. Obwohl Paulus ja von Christus spricht, dem Auferstandenen. Dennoch beschreibt er diesen Christus nicht als den göttlich Erhöhten, den über alles Leid Erhabenen. Paulus beschreibt ihn hier vielmehr als einen Leidenden, der Trost sucht und Trost findet. Und er beschreibt sich selber und uns als Mitleidende und als im Mitleid Mitgetröstete. Keine hohe oder komplizierte Theologie der Auferstehung also; vielmehr der ganz einfache und nachvollziehbare Gedanke des Teilhabens am Leid und damit gleichzeitig des Teilhabens am Trost. Dieser einfache und nachvollziehbare Gedanke mag dem einen oder der anderen zu menschlich oder theologisch zu anspruchslos sein. Die Auferstehung Jesu Christi ist doch wohl etwas völlig anderes als ein Kinderlachen im Vorübergehen, mag man einwenden, oder als eine Inselidylle. Aber wer es gerne etwas komplizierter und anspruchsvoller haben mag, der könnte sich z. B. fragen: Wann habe ich das das letzte Mal getan? Wann habe ich mich das letzte Mal so auf einen Menschen, auf sein Leiden und seine Nöte eingelassen, dass ich tatsächlich mitgelitten habe? So lange mitgelitten, bis der andere tatsächlich Trost gefunden hat und ich mit ihm gemeinsam? Wann habe ich das das letzte Mal gewagt, ohne mich vorab mit einem Trost zu distanzieren, der dem anderen nicht zur Verfügung steht? Habe ich das überhaupt schon einmal gewagt?

Wenn ich so frage, geht es mir nicht darum, das mit dem Passionsgedenken traditionell verbundene schlechte Gewissen zu aktivieren. Ich möchte nur verdeutlichen, dass der zunächst so schlichte und einfache Gedanke des Mitleidens und des Mitgetröstetwerdens als tatsächliche Lebens- oder auch Glaubenspraxis gar nicht so

schlicht und einfach ist. Ich denke, jeder und jede wird die Erfahrung kennen, sich Distanz zu wünschen, wo Trostlosigkeit droht: Abstand zum Leid des Anderen. Dieser Abstand kann viele Gesichter haben. „Ich habe selber schon ganz andere Dinge durchgestanden“, kann ein solches Gesicht heißen, oder: „Er müsste doch eigentlich nur dieses oder jenes tun, damit es ihm besser geht“, oder: „Gott sei Dank ist mir das nicht passiert“. Alle diese Gesichter halten den Blick auf den anderen, den Leidenden, nicht aus. Sie suchen immer wieder den Blick auf sich selber, suchen Trost im eigenen Glück, in der eigenen Kraft oder im eigenen Verschontgebliebensein. Es sind Gesichter – oder vielleicht sollte man sie besser Masken nennen –, Gesichter oder Masken also, von denen ich weiß, wie sehr sie Leid zusätzlich vertiefen, wie sehr sie Wunden vergrößern und giftig infizieren. Und doch Gesichter oder Masken, die auch ich selber immer wieder trage und aufsetze, um dem Leid und der drohenden Trostlosigkeit zu entfliehen. Um Distanz und Abstand zu gewinnen zu denen, die mich vielleicht mit in die Katastrophe ziehen könnten, die meine Wunschträume von einem Leben in Sicherheit zerplatzen lassen könnten, deren Leiden mir Angst machen könnten vor meiner eigenen Zukunft.

„Wir wissen: wie ihr an den Leiden teilhabt, so werdet ihr auch am Trost teilhaben“, schreibt Paulus im heutigen Predigttext. Diesen Satz kann man auch lesen und verstehen, indem man das kleine Wort „wenig“ einfügt: wie wenig ihr an den Leiden teilhabt, so wenig werdet ihr auch am Trost teilhaben. Und so beschreibt er wohl einen großen Teil unserer sozialen und auch unserer kirchlichen Wirklichkeit. Die Sympathie und Soli-

darität mit denen, die nicht aus dem Vollen schöpfen können, ist, seit ich mich erinnern kann, wohl noch nie so dürftig gewesen. Und leider gibt es auch für den September kein Wahlprogramm, das einen Satz wie den des Paulus zum Inhalt hätte, sondern – soweit ich sehen kann – nur alte und neue Masken. Und auch innerhalb unserer Kirche scheinen mir die Masken manchmal in der Überzahl zu sein: fromme Masken, Diakoniemasken, Managermasken, Traditionsmasken. Überall hängen sie zum Greifen nahe herum: Es ist ganz einfach, das eigene Sortiment jederzeit zu vervollständigen. Und überall machen uns andere vor, wie sicher man sich hinter einen solchen Maske fühlen kann, wie scheinbar unerreichbar weit man sich hinter ihnen entfernen kann von der leidvollen Wirklichkeit. Mancherorts in unserer Kirche scheint das ganze Jahr über Fasching zu sein und nie Passionszeit. Wenn Ostern und neues Leben dann nicht kommt und nicht geglaubt wird, kann das eigentlich nicht verwundern.

Und um der Verführung solcher Masken nicht selber zu erliegen, um nicht vor lauter Angst vor der Trostlosigkeit am Ende trostlos zu werden, brauche ich Predigttexte wie diesen heute, mit solchen einfachen und nachvollziehbaren Gedanken des Teilhabens am Leid und damit gleichzeitig des Teilhabens am Trost. Oder eben: Besuche in der kleinen Inselkapelle.

Amen.

Eine Vernunfttete aus Zuneigung

Fünf Jahre Fusion Emmaus-Ölberg

Heike Krohn / Sie gehörten zu den ersten. Viele haben sich zu diesem Zeitpunkt noch nicht getraut. Und ihr Mut hat sich für beide gelohnt. Als die Emmaus-Gemeinde und die Ölberg-Gemeinde 1995 fusionierten, gehörten sie zu den ersten in Berlin und Brandenburg. „Die Fusion war eine innere Notwendigkeit“, sagt Pfarrer Jörg Machel der Emmaus-Ölberg Gemeinde. Denn spätestens seit Ende der 80er Jahre war für die gesamte Evangelische Kirche Berlin-Brandenburg absehbar, dass die Zahl der Kirchenmitglieder weiter sinken würde und damit immer weniger Geld in die Gemeindekassen fließen wird. Außerdem hatte bisher jede Steuerreform negative Auswirkungen auf die Finanzen der Kirchengemeinden.

„Es war absehbar, dass Ölberg mit seinem breiten Konzept als Innenstadtkirche auf Dauer nicht weiter hätte bestehen können“, beschreibt

Pfarrer Jörg Machel die damalige Situation für die kleine Gemeinde am Paul-Lincke-Ufer. Pfarrer Machel schlug der Emmaus-Kirchen-Gemeinde vor, zu fusionieren. „Wir hätten es noch eine Weile alleine ausgehalten, ohne zu fusionieren. Aber wir wollten handeln, solange wir uns einen Fusionspartner noch aussuchen konnten“, sagt Hajo Werner, langjähriger GKR-Vorsitzender der Emmaus-Gemeinde und des fusionierten GKR bis 1999.

Alt, reich und konservativ fusioniert mit jung, arm und flippig – hätte vor fünf Jahren eine Überschrift lauten können. Die Gemeindemitglieder der ehemaligen Emmaus-Gemeinde sind im Schnitt deutlich älter als die der ehemaligen Ölberg-Gemeinde, die eher ein jüngeres Publikum anzog. Die Emmaus-Gemeinde galt als bekenntnisorientiert und konservativ. Es

größten Ängste“. Schließlich waren die meisten Stellen doppelt besetzt: zwei Küster, zwei Kirchenmusiker, zwei Kitas und das hieß, dass Leute in den Überhang gerieten. Aber auch die Kinder- und Senioren- oder Obdachlosenarbeit beider Gemeinden, mussten zusammenfinden.

„Es kamen schon Gedanken an Konkurrenz und die Frage: Wird mir was weggenommen? auf“, erzählt Peter Distelkamp-Franken. Er hat als ehrenamtlicher Mitarbeiter und Ehemann von Pfarrerin Ulla Franken die Fusion miterlebt. Solche Ängste gab es auch in der Ölberg-Gemeinde. Viele Gespräche waren nötig und Supervisionen, um auf beiden Seiten Vertrauen zu schaffen. Das Problem der doppelten Stellenbesetzungen hat sich vor allem durch Pensionierungen oder Umsetzungen gelöst. In der Rückschau meint

Pfarrer Machel haben sich letztendlich „die GKR und die Mitarbeiter-schaften als Bereicherung empfunden“.

Eine Vernunfttete aus Zuneigung. Zum Gelingen der Fusion haben die guten persönlichen Kontakte, zwischen den GKR und den beiden Pfarrern, beigetragen. Der Prozess der Fusion bedeutete für beide Gemeinden Abschied nehmen von manchen lieb gewonnenen Traditionen.

Mutter und Tochter vereint

In Kreuzberg fusionieren zwei evangelische Kirchengemeinden

BERLIN. Eine Fusion ist nicht nur in der Wirtschaft, sondern auch in der Evangelischen Kirche ein heikles Thema. Trotzdem: Genau 84 Jahre nach der Abtrennung der Tochtergemeinde Ölberg von der Emmaus-gemeinde fusionieren die beiden am 27. August 1995. Wegen zu groß gewordener Mitgliederzahl war die Emmausgemeinde seinerzeit geteilt worden. Kirchengemeinden – wie Betriebe – geben nicht gerne ihre Selbständigkeit auf. Trotzdem meinen die zwei Kreuzberger evangelischen Gemeinden, darin eine Lösung für ihre Situation gefunden zu haben. Denn Kirchenaustritte und immer geringer werdende finanzielle Mittel verlangten nach neuen Wegen.

Gleich auf mehrere Probleme soll mit diesem Schritt reagiert werden. „Wir wollen unsere Kirchen voll kriegen, ist doch ganz klar“, sagt die Pfarrerin der Emmausgemein-de, Ulla Franken. Nicht mit Freizeitangeboten im Kiez soll konkurriert werden. Die Gemeinde hält vielmehr die Befriedigung der wieder wachsenden spirituellen Bedürfnisse für ihre wichtigste Aufgabe. „Wir müssen

das, was wir haben, auch anbieten. Daß wir das Evangelium für eine Botschaft halten, die wirklich zum Leben hilft, wollen wir den Leuten weitersagen“, meint Pfarrer Jörg Machel von der Ölberggemeinde. Vor allem die 20- bis 40jährigen, die in der Kirchenstatistik der zukünftigen Emmaus-Ölberg-Kirchengemeinde fast 2/3 der Mitgliederzahl ausmachen, sollen wieder in die Kirchen kommen.

Mit der Fusion wird auch auf die finanzielle Situation reagiert. Die Verwaltung der Gemeinde wird gestrafft bei gleichzeitiger Verbesserung des Angebotes.

Die neuen Partner sind denkbar verschieden. In der kleinen Ölberggemeinde am Paul-Lincke-Ufer haben sich viele junge Leute gefunden. „Bei uns ist der theologische Diskurs sicherlich entwickelter als in manch anderen Gemeinden“, sagt Pfarrer Machel. Die größere Emmausgemeinde, deren Kirche auf dem Lausitzer Platz steht, ist eine traditionellere Gemeinde. Menschen mittlerer und älterer Jahrgänge bestimmen das Gemeindeleben.

HEIKE KROHN

gab viele Kreise und Gruppen, in der die Gemeindemitglieder ehrenamtlich aktiv waren oder es heute noch sind, wie z. B. in der Wandergruppe. In der kleinen, gelben Ölberg-Kirche fanden in den 80er Jahren „schräge Sachen statt“, wie Theater- oder Musikveranstaltungen, die in das alternative Leben der Szene in SO 36 passten.

Jedoch: „Die GKR waren sich relativ schnell einig“, erzählt Hajo Werner, „bei den Mitarbeitern waren die

Das erste gemeinsame Projekt der fusionierten Emmaus-Ölberg-Gemeinde war die neue Gemeindezeitung, der paternoster. Dann wurde der Turm der Emmaus-Kirche auf dem Lausitzer Platz ausgebaut, das alte Gemeindezentrum der Emmaus-Gemeinde in der Wrangelstraße aufgegeben (eine Entscheidung, die schon vor der Fusion gefallen war), die Kirche renoviert. Im Turm der Emmaus-Kirche ist heute die Küsterei untergebracht, der Welt-Laden, der Raum der Stille, die Obdachlosenarbeit und die Kinder- und Elternarbeit. Vor kurzem wurden die beiden Kindertagesstätten zusammengelegt. Die Räume der früheren Ölberg-Kita werden zur Zeit renoviert und erweitert.

PfarrerIn Ulla Franken und Pfarrer Jörg Machel entwickelten ein neues Gemeindekonzept. Das Ziel ist es, die Kirche zu öffnen, Gruppen und Leute von außen hineinzuholen, die sonst vielleicht nicht so viel mit der Kirche am Hut haben.

„Eine lebendige Innenstadtgemeinde, offen nach außen und verankert

im Kiez“, beschreibt Pfarrer Machel die Idee.

Ist das Wagnis „aus zwei mach eine Kirchengemeinde“ geglückt? „Überwiegend sind die Gemeinden zusammengewachsen“, meint Peter Distelkamp-Franken, „es gibt aber noch Eifersüchteleien“. Und es gibt auch Leute, die mit manchen neuen Entwicklungen nicht einverstanden sind. „Einige Leute sind auch ausgestiegen“, stellt Peter Distelkamp-Franken fest. „Ein bisschen gibt es immer noch zwei Gemeindekulturen“, findet Hajo Werner, „es dauert unheimlich lange, bis die Gemeinden zu einer Gemeinde werden“.

Anni Herrmann, die jetzige GKR-Vorsitzende der Emmaus-Ölberg-Gemeinde und vor der Fusion GKR-Vorsitzende in Ölberg: „Ich sehe einen ganzen Teil der Ziele verwirklicht, gerade für die Kinder- und Elternarbeit, die im Emmaus-Turm ihren Ort gefunden haben, und mit der Kindertagesstätte in Ölberg“.

Pfarrer Jörg Machel ist mit dem Ergebnis der Fusion zufrieden: „Die

Kirche ist im wahrsten Sinne des Wortes offen. Wir versuchen den zentralen Standort zu nutzen. Ich kann mich mit dem Neuentstandenen gut identifizieren“.

Die Mitarbeiterzahl hat sich seit der Fusion um mehr als 50% reduziert. Die zweite Pfarrstelle, wird nach dem Tod von Pfarrerin Ulla Franken nicht wieder neu besetzt werden können. Dafür hat die Gemeinde zu wenige Mitglieder. Um das Angebot der Gemeinde weiterhin halten zu können, sind „in Zukunft verstärkt Ehrenamtliche“ nötig, ist sich Peter Distelkamp-Franken sicher.

Wenn die negative Entwicklung der Kirchensteuereinnahmen im Kirchenkreis Kreuzberg anhält, ist für die Zukunft eine weitere Fusion mit einer anderen Gemeinde in SO36 absehbar. Die Emmaus-Ölberg-Gemeinde muss aber zunächst ihre Fusion noch verdauen. „Erstmal müssen wir uns konsolidieren“, sagt Pfarrer Jörg Machel.

Ein Zentrum ist der Gottesdienst

Jörg Machel / Die Gottesdienste in unserer Gemeinde tun mir wohl! Wenn ein Pfarrer das sagt, so mag das klingen, wie wenn ein Koch bekennt, dass er gern isst. Doch dieser Schluss ist voreilig. Ich kenne viele Kollegen, die den Gottesdienst als Last in ihrem ansonsten befriedigenden Berufsleben empfinden. Und auch ich habe im Studium mit einigem Bangen daran gedacht, wie es mir wohl damit ergehen wird, wöchentlich vor mehr oder weniger leeren Kirchenbänken predigen zu müssen. Doch es kam anders ...

In Emmaus-Ölberg gibt es eine spannende Gottesdienstkultur. Es sind die Räume und es sind die Menschen, die unseren Gottesdiensten ihr besonderes Gepräge geben. Nach langen Gesprächen haben wir nun ein Gottesdienstkonzept für die Gemeinde entwickelt, das all diesen Besonderheiten Rechnung tragen soll.

In die große Emmaus-Kirche laden wir jeden ersten Sonntag im Monat zu einem Familiengottesdienst ein. Da wollen wir die freie Fläche nutzen, um im großen Kirchraum Kirche für Kinder erlebbar zu machen. Am letzten Sonntag im Monat laden wir ebenfalls in diese zentrale Kirche zu Themengottesdiensten ein, die sich an eine größere Öffentlichkeit wenden.

Die Gottesdienste in der Mitte des Monats werden wir in der kleinen Ölberg-Kirche feiern. Diese Gottesdienste sind gesprächsorientiert und entwickeln ihren Charme durch die Nähe und Intensität, die tatsächlich nur in einem so kleinen Gottesdienstraum möglich wird.

Und auch darin folgen wir den Wünschen der Gemeinde: alle Gottesdienste beginnen um 11.00 Uhr!

Mein und dein und Christsein

Eine Predigt von Ulla Franken über Philipper 2,5-11 gehalten am 5.4.1998

Seid so unter euch gesinnt, wie es auch der Gemeinschaft in Christus Jesus entspricht:

Er, der in göttlicher Gestalt war, hielt es nicht für einen Raub, Gott gleich zu sein, sondern entäußerte sich selbst und nahm Knechtsgestalt an, ward den Menschen gleich und der Erscheinung nach als Mensch erkannt.

Er erniedrigte sich selbst und ward gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz. Darum hat ihn auch Gott erhöht und hat ihm den Namen gegeben, der über alle Namen ist, dass in dem Namen Jesu sich beugen sollen aller derer Knie, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind, und alle Zungen bekennen sollen, dass Jesus Christus der Herr ist, zur Ehre Gottes, des Vaters.

Liebe Gemeinde!

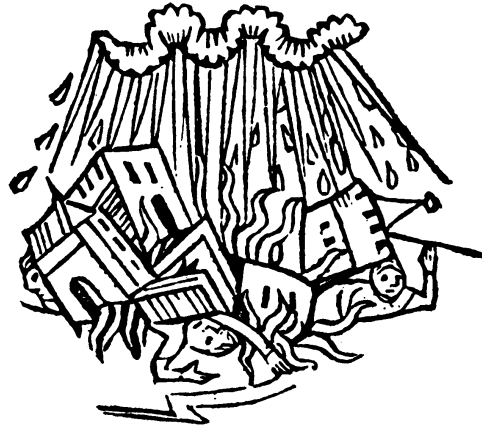
Wer schon einmal einen Spaziergang an einem der vielen Seen hier in der Stadt oder im Umland gemacht hat, dem sind sicher auch schon solche Schilder begegnet: „Privatweg, Durchgang verboten“ ist auf ihnen zu lesen. Und manch einer wird sich – wie auch ich – sicher schon über solche Schilder geärgert haben. Denn nicht selten stehen sie gerade an solchen Wegen, die einen Zugang oder einen Rundgang um den See ermöglichen würden. Aber dann liegt eben ein Grundstück an diesem Weg und dieses Grundstück hat jemand gekauft, und damit ist der öffentliche Zugang zum See an dieser Stelle versperrt. „Private“, das lateinische Wort, von dem das eingedeutschte Wort „privat“ abgeleitet ist, heißt übersetzt: „beraubt“.

Und an solchen Privatwegschildern wird mir dieser Wortsinn immer wieder einmal deutlich: Was da privat ist, steht eben anderen nicht mehr zur Verfügung; als Spaziergänger bin ich eines Weges beraubt, muss im besten Fall einen Umweg in Kauf nehmen oder finde, im schlechtesten Fall, vor lauter privaten Wassergrundstücken und dazugehörigen Privatwegen zum See überhaupt keinen Zugang mehr. Karl Marx hat solche und ähnliche Erfahrungen in den bekannten und provokativen Satz gefasst: „Eigentum ist Diebstahl“.

In anderen Fällen kann es mir aber durchaus auch selber wichtig sein, etwas für mich privat zu beanspruchen. Wenn z. B. große Konzerte oder Veranstaltungen hier im Kirchturm stattfinden, lieben es manche Besucher, im Glastreppenhaus bis ganz nach oben zu gehen und durch

die großen Fenster nicht nur die Sicht über den Platz, sondern auch die Sicht in meine Wohnung zu genießen. Und wenn ich dann die Treppe oberhalb des Turmsaales mit einem Seil absperrte, um mich und meine Familie vor solchen Besichtigungen unserer Privatsphäre zu schützen, hat sich sicherlich auch der eine oder die andere schon geärgert und sich des letzten Blickes über die Dächer oder eben auf meine Wohnzimmergarnitur beraubt gefühlt. Dennoch: An dieser Stelle ist mir das Wort „privat“ lieb und wichtig.

Was Privatsache ist und was nicht, darüber können die Meinungen von Fall zu Fall also sehr auseinander gehen. (1) Der eine sieht es als seine Privatsache an, ob er seine Partnerin heiratet oder ohne Trauschein mit ihr zusammenlebt. Ein anderer könnte dagegenhalten, dass mit



der Ehe ohne Trauschein auch eine Kultur der Treue und Verbindlichkeit in Frage gestellt wird. (2) Viele empfinden es als eine ganz private Entscheidung, welche Lebensmittel sie einkaufen. Andere können mit ebensolchem Recht darauf hinweisen, dass mit unserem privaten Ernährungs- und Konsumverhalten Menschen in anderen Teilen der Welt ihrer Lebensgrundlagen beraubt werden. (3) Und wo die einen Religion für ihre Privatsache halten, beklagen andere den stetigen Werteverlust und Werteverfall in unserer Gesellschaft.

Die DDR ist nicht zuletzt daran zugrunde gegangen, ihren Bürgerinnen und Bürgern keine wirkliche Privatsphäre zuzubilligen. Im Gegensatz dazu ist die Krise unseres vereinigten Deutschlands vor allem dadurch geprägt, dass durch immer mehr Privatisierungen immer mehr Menschen ihres Arbeitsplatzes beraubt werden, ihrer sozialen Absicherung und ihrer Mitwirkungs- und Mitgestaltungsmöglichkeiten an der Gesellschaft. Wo also ist eine sinnvolle Grenze zu ziehen zwischen Privatem und Politischem, zwischen Eigentum und Diebstahl, zwischen persönlicher Freiheit und öffentlichem gesellschaftlichem Interesse? Dies ist immer wieder eine Frage von allerhöchster Brisanz und Wichtigkeit.

In diesen weiten, höchst aktuellen und höchst umstrittenen Zusammenhang fällt nun also heute der Satz unseres Predigttextes: „Er, der in göttlicher Gestalt war, hielt es nicht für einen Raub, Gott gleich zu sein.“ Mit anderen Worten: Jesus hielt es nicht für seine Privatsache, Gottes Sohn zu sein und damit gottgleiche Möglichkeiten zu haben. Er nutzte diese unerhörten Möglichkeiten nicht für sich persönlich, etwa um sich Vorteile zu verschaffen. Im Gegenteil: „sondern ent-

äußerte sich selbst und nahm Knechtsgestalt an, ward den Menschen gleich und der Erscheinung nach als Mensch erkannt. Er erniedrigte sich selbst und ward gehorsam bis zum Tode am Kreuz“, heißt es im Predigttext. Keine private Besitzstandswahrung also, sondern Hingabe der Privilegien zugunsten vieler anderer Menschen, die solche oder ähnliche Möglichkeiten eben nicht haben. Und schon im Vorsatz dieses Textes sind wir als Christenmenschen dazu aufgefordert, so gesinnt zu sein, unser Leben so einzurichten, wie es der Gemeinschaft mit diesem Jesus Christus entspricht.

Aufs erste Hören klingt das vielleicht wie einer der vielen Ansprüche, denen wir im Leben nicht gerecht werden können, selbst bei bestem Willen nicht. Und doch: Das gemeinsame Sozialwort der Kirchen beispielsweise, das jetzt im beginnenden Wahlkampf noch einmal neu zur Kenntnis genommen wird, versucht diesen Anspruch ernst zu nehmen. Und dies in durchaus umsetzbarer Art und Weise, sowohl im privaten wie auch im politischen Zusammenhang. Sein Inhalt lässt sich vielleicht in der einfachen Überschrift zusammenfassen: Eigentum verpflichtet. Wer etwas besitzt, der sollte dazu verpflichtet sein, mit einem Teil dieses Besitzes auch andere zu unterstützen. Wer besondere, nicht jedem in gleicher Weise zur Verfügung stehende Möglichkeiten hat, der sollte dazu verpflichtet sein, einen guten Teil dieser Möglichkeiten und Fähigkeiten zur Verfügung zu stellen, damit auf diese Weise die Lebenssituation anderer verbessert werden kann. Wer dies nicht tut, wer seine besonderen Vorteile ausschließlich für seine privaten Zwecke ausnutzt, der gefährdet das Zusammenleben. Und ein Staat, der

eine solche Form der Privatisierung erlaubt oder sogar fördert, gefährdet sich selbst. So etwa ist es in diesem ökumenischen Sozialwort nachzulesen, aufgeschrieben und veröffentlicht vor etwa einem Jahr.

Dies kann meiner Meinung nach dennoch nicht heißen, dass wir unter dem Anspruch des Christseins jeder und jedem einen Platz auf unserem privaten Sofa anbieten müssen. Selbst Jesus hat sich nicht ununterbrochen mit seiner Person anderen zur Verfügung gestellt, sondern immer wieder auch die Ruhe und den Rückzug gesucht. Aber es wird bedeuten, dass wir unser Leben als Christenmenschen eben ein wenig weniger privat leben, als das andere vielleicht tun. Dass wir Menschen in unserer Umgebung teilhaben lassen an unseren Fähigkeiten und Begabungen, sei das am Arbeitsplatz, in der Nachbarschaft, in der Kirchengemeinde oder auch darüber hinaus. Es wird bedeuten, dass es uns nicht gleichgültig ist, ob und wie Menschen neben uns und um uns herum ihr Leben meistern und welche Chancen und Möglichkeiten sie dazu bekommen. Dass wir uns einmischen, wenn Unrecht oder einfach auch nur Unsinn passiert. Und dass wir uns nicht fürchten, mit unserer Lebenseinstellung und Lebensführung auch öffentlich in Erscheinung zu treten.

Mit alledem müssen wir nicht die Welt erlösen. Das hat Jesus Christus bereits getan und „darum hat ihn auch Gott erhöht und hat ihm den Namen gegeben, der über alle Namen ist“, wie es im Predigttext heißt. Aber immer wieder in seinem Namen und in seinem Sinn Leben zu ermöglichen und dies nicht Privatsache werden zu lassen, dafür sollen und dürfen wir als Christenmenschen einstehen. Amen.



HANS FÜTH

Architektur- & Baubearbeitung

STROSEN GASSE 47

BERLIN

Wie Wandel gelingen kann

Eine Predigt von Ulla Franken über Apostelgeschichte 9,1-9 vom 30.8.1998

Saulus aber schnaubte noch mit Drohen und Morden gegen die Jünger des Herrn und ging zum Hohenpriester und bat ihn um Briefe nach Damaskus an die Synagogen, damit er Anhänger des neuen Weges, Männer und Frauen, wenn er sie dort fände, gefesselt nach Jerusalem führe.

Als er aber auf dem Wege war und in die Nähe von Damaskus kam, umleuchtete ihn plötzlich ein Licht vom Himmel; und er fiel auf die Erde und hörte eine Stimme, die sprach zu ihm: Saul, Saul, was verfolgst du mich?

Er aber sprach: Herr, wer bist du? Der sprach: Ich bin Jesus, den du verfolgst. Steh auf und geh in die Stadt; da wird man dir sagen, was du tun sollst.

Die Männer aber, die seine Gefährten waren, standen sprachlos da; denn sie hörten zwar die Stimme, aber sahen niemanden.

Saulus aber richtete sich auf von der Erde; und als er seine Augen aufschlug, sah er nichts. Sie nahmen ihn aber bei der Hand und führten ihn nach Damaskus; und er konnte drei Tage nicht sehen und aß nicht und trank nicht.

Liebe Gemeinde!

Vor gut 10 Jahren wurde ich einmal zu einem Mann gerufen, der als Patient auf einer psychiatrischen Station lag. Er hatte einen schweren Unfall gehabt und war immer noch von oben bis unten eingegipst. Aber die Ärzte hatten ihn nach der Versorgung seiner Knochenbrüche auf die Psychiatrie verlegt. Denn der Mann erzählte immer wieder von Stimmen, die er hörte – im Schlaf und auch immer wieder

tagsüber – und diese Stimmen sagten ihm, dass er sein Leben von Grund auf ändern müsse. Er solle seine Frau und seine Familie verlassen, er solle seinen hoch bezahlten Beruf aufgeben und sein Vermögen den Armen spenden. Mit einem Wort: er solle ein anderer Mensch werden.

Die Ärzte waren hilflos und verunsichert. War dieser Mann verrückt geworden? Oder war das Ganze vielleicht doch eher ein Fall für den Pfarrer? So kam es zu meinem Besuch.

Wir sprachen einige Male miteinander. Was der Mann aus seinem Leben vor dem Unfall erzählte, schien auch mir in vielen Dingen höchst veränderungswürdig. Sein großes Vermögen hatte er nach eigenem Bekunden zu einem erheblichen Teil auf unlaudere Weise erworben; das Leben mit seiner Frau, seiner Familie und seinem Freundeskreis schilderte er als verlogen und betrügerisch. Schon morgens beim Rasieren hätte er sein eigenes Gesicht kaum noch ertragen können, sagte er. Durch den Unfall aus diesem Leben herausgerissen worden zu sein, erschien ihm trotz seiner schweren Verletzungen wie eine Erlösung. Und die Stimmen, die er hörte, sobald es ansonsten still war im Raum, waren für ihn ganz unzweifelhaft Stimmen des Himmels. „Gott spricht wieder zu mir“, sagte er in jeder unserer Gesprächspausen. „Sagen Sie jetzt nichts, ich muss ihm zuhören.“

Und so hatte ich bei den Besuchen am Krankenbett dieses Mannes auch immer wieder Gelegenheit, meinen eigenen Gedanken nachzuhängen. Ja, die Situation hatte auch für

mich etwas Verrücktes. Ich konnte die Ärzte gut verstehen, die diesen Mann auf die Psychiatrie verlegt hatten. Andererseits: Viele berühmt gewordene Gestalten unserer Glaubens-tradition – Abraham, Josef, Paulus, Augustinus, auch Martin Luther –, hatten sie nicht alle eine ähnlich verrückte Wandlung in ihrem Leben erfahren? Und wird nicht auch von ihnen allen glaubhaft überliefert, dass sie Gott selber als den Anstoß zu ihrer radikalen Lebensveränderung erlebt haben? Dass sie ganz physisch und akustisch seine Stimme gehört haben? War es insofern nicht auch möglich, dass Gott tatsächlich so auch zu diesem kranken Mann sprach, so verrückt das auch klang? Und war das, was dieser Mann als Gottes Stimme hörte, nicht außerdem höchst vernünftig und sinnig?

Eine Antwort auf diese Fragen habe ich nie gefunden. Etwa 14 Tage nach meinem ersten Besuch an jenem Krankenbett war der Mann plötzlich verschwunden, verlegt in ein anderes Krankenhaus, wie man mir auf der Station sagte. Ich habe ihn nie wieder gesehen.

Aber andere Menschen habe ich seitdem immer wieder erlebt, deren Leben aus unterschiedlichen Gründen radikalen Wandlungen, grundlegenden Veränderungen unterworfen war. Und immer wieder habe ich gespürt, dass ein solcher großer Wandel gleichzeitig etwas Faszinierendes, Großartiges und etwas Beängstigendes, Verrücktes beinhaltet. Auch in der Geschichte von Saulus, dem heutigen Predigttext, liegt beides wohl dicht beieinander. Erst recht, wenn

man bedenkt, wie diese Geschichte dann weitergeht; wie nach diesem Erlebnis auf dem Weg nach Damaskus aus dem fanatischen Christenverfolger Saulus der bis heute berühmte christliche Missionar und Gemeindegründer Paulus wird.

Genauso viele Menschen habe ich allerdings erlebt, die vergebens auf ein ähnliches Erlebnis warten. Die unzufrieden und unglücklich sind mit sich selber und mit ihrem Leben, die aber nicht die Kraft finden, daran etwas zu ändern. Die darauf warten und hoffen, dass irgendwann einmal der Blitz einschlagen und alles radikal anders werden müsste: in ihrem eigenen Leben oder vielleicht auch in der Politik oder in der Kirche. Aber der Blitz bleibt aus.

Sehnsucht, Schrecken, Faszination, Gefahr, Verrücktheit, Erweckung, Berufung; sehr unterschiedliche Gedanken und Assoziationen kann also auch der heutige Predigttext auslösen. Eine gründliche Beschäftigung mit dem weiteren Lebensweg des Paulus ist aber durchaus geeignet, allen solchen Gedanken und Assoziationen die Spitze zu nehmen. Denn so dramatisch die Wandlung ist, die Saulus hier an sich erlebt – auch danach bleibt er in vielem, was er auch vorher war: ein Fundamentalist, ein beinahe zwang-

hafter Führer, ein bis ins Mark verletzbarer Mensch. Die Richtung seiner Gedanken und Überzeugungen ist radikal verändert worden, aber mit den Schattenseiten seines Charakters hat er sich auch weiterhin mühsam auseinandersetzen müssen. Der Fanatismus, mit dem er in seinem ersten Lebensabschnitt als Saulus Christen verfolgt hatte, schlägt auch bei Paulus und seinen späteren Christenmissionen immer wieder durch. Der Drang, der Beste zu sein und im Mittelpunkt zu stehen, macht ihm auch bei der Zusammenarbeit mit den Gemeinden immer wieder große Schwierigkeiten. Und seine übergroße Verletzlichkeit bringt ihn immer wieder an den Rand der Lächerlichkeit. All dies ist nachzulesen und nachzuvollziehen, wenn wir die Briefe des Paulus – in Besonderheit die Briefe an die Korinther – sorgfältig studieren.

Dem einen oder der anderen mag das dann merkwürdig erscheinen: eine so radikale Veränderung einerseits und dann aber doch unter umgekehrtem Vorzeichen ganz ähnliche Charakterstrukturen und Verhaltensweisen. Bis vor gut einem Jahr hat mich das auch immer wieder verwundert. Bis ich dann durch die Krankheit in meinem eigenen Leben einen solchen Blitzschlag erlebt habe. Und

in seiner Folge bis heute an mir ganz persönlich erlebe, dass sich zwar entscheidende Dinge für mich seitdem verändert haben, dass ich durch diese Veränderung aber keineswegs ein anderer Mensch geworden bin. Und eben auch kein besserer. In manchem bin ich vielleicht klüger geworden, aber viele Dummheiten begehe ich weiterhin. Und auch wenn ich auf wichtige Fragen – auch auf die Frage nach meinem Glauben und nach meinem Gott – neue Antworten finden musste, bleiben sie doch auch weiterhin Stückwerk, anfechtbar und vorläufig.

Dies ist mir eine wichtige Erfahrung, und auch eine Erfahrung, die mir den großen Paulus näher bringt und ihn mir menschlicher erscheinen lässt. Die Erfahrung, dass wir auch mit einem noch so radikalen Erlebnis oder Ereignis, das in unser Leben hineinbricht, nicht einfach aus unserer Lebensgeschichte aussteigen. Dass wir auch nach entscheidenden Wandlungen unsere Begabungen wie auch die Schattenseiten unseres Charakters und unserer Geschichte mit auf den veränderten Weg nehmen. Dass wir – unter welchem Vorzeichen auch immer – darauf angewiesen sind und bleiben, einen gütigen und gnädigen Gott zu finden. Amen.



Wir selber könnten Engel sein ...

Eine Predigt von Ulla Franken zur Heiligen Nacht 1998 im Berliner Dom

Liebe Gemeinde!

„Da bist du ja, mein Engel“ – so begrüßte die Mutter meiner Freundin Anne ihre Tochter oft, wenn wir gemeinsam aus der Schule kamen. Anne und ich waren damals ungefähr 10 Jahre alt und ich fand Annes Mutter manchmal ziemlich merkwürdig: Sie war so ganz anders als meine eigene. Aber immer, wenn Anne mit diesem Satz begrüßt wurde, beneidete ich sie ein wenig um ihre Mutter. Oder lag es gar nicht an der Mutter, sondern an Anne selber? Lag es an Annes schönen blonden Haaren, an ihrem hübschen Gesicht und ihrer zarten Figur, dass ihre Mutter „Engel“ zu ihr sagte? Oder – andersherum gesagt – lag es an mir, dass noch niemand auf die Idee gekommen war, mich „mein Engel“ zu nennen? Wie hätte ich sein müssen, um – zumindest manchmal – ein Engel zu sein?

Die Engel, die uns in der Bibel begegnen, geben auf solche Fragen keine endgültige Antwort. Denn es sind offenbar ganz unterschiedliche Wesen. Manche sind sehr musikalisch und spielen Harfe und Posaune. Andere sind eher kriegerisch oder sogar gewalttätig. Einige sind als Himmelswesen mit Flügeln ausgestattet – die Seraphim sogar mit sechs Stück – andere werden in ihrem Aussehen gar nicht näher beschrieben: Bei ihnen kommt es nur darauf an, was sie tun und was sie sagen.

Mit solchen Engeln haben wir es in den zentralen Bibeltexten zu tun: also auch in der Weihnachtsgeschichte. Auch wenn bei vielen Krippenspielen die Engelschauspieler danach ausgesucht werden, wie ähnlich sie mei-

ner Kinderfreundin Anne sehen – ohne dass vermutlich irgendjemand Anne persönlich kennt –, ist doch in der Weihnachtsgeschichte selber vom Aussehen der Engel nicht die Rede. Vielmehr werden hier die Engel zu dem, was sie sind, durch das, was sie sagen: „Fürchtet euch nicht!“

Das ist nicht viel, scheint es zu-



nächst einmal. Nur drei Worte, und schon ist man ein Engel. So einfach ist das?

Ja, so einfach ist das.

Und doch gleichzeitig so schwierig. Denn wie jeder weiß, kommt es ja beim Reden nicht nur darauf an, Worte auszusprechen. Es kommt vor allem darauf an, diese Worte auch ernst zu meinen. Daran zu glauben, davon überzeugt zu sein, dass diese Worte wahr sind, dass sie stimmen.

Worte, bei denen das nicht so ist, nimmt auch der Hörer nicht ernst. Worte, an die wir nicht selber glauben, glaubt uns auch sonst niemand. Oder manchmal vielleicht doch – für eine kurze Weile. Aber wenn sich diese Worte danach als Lüge erweisen, wird es für alle schlimm. Und besonders schlimm wird es, wenn die Worte wichtige Worte gewesen sind. Worte wie: „Du bist wichtig für mich“; „Ich vertraue dir“; „Ich liebe dich“; oder auch Worte wie: „Fürchte dich nicht“. Wer solche Worte einmal gehört hat, ohne dass sie wahr und ernst gemeint waren, hat es manch-

mal sein ganzes Leben lang schwer, einem anderen überhaupt noch etwas zu glauben – ob derjenige es nun ernst meint oder nicht.

Deshalb gibt es gute Gründe, mit solchen wichtigen Worten besonders vorsichtig zu sein und achtsam mit ihnen umzugehen. Manche gehen sogar soweit, solche wichtigen Worte überhaupt nicht mehr auszusprechen, um sich und andere vor Verletzungen und Enttäuschungen zu bewahren. Aber wer solche Worte ganz zu vermeiden versucht, läuft Gefahr, sich und andere ins Leere laufen zu lassen mit ihrer Sehnsucht nach wahren und wichtigen Worten. Und solche Leere ist eine ebensolche Verletzung wie die Enttäuschung nach einer Unwahrhaftigkeit.

„Fürchtet euch nicht“, sagen die Engel in der Weihnachtsgeschichte. Die Hirten haben ihnen diese Worte erst einmal geglaubt. Und dann sind sie losgezogen, um sich selber davon zu überzeugen, ob die Engel Recht haben. Ob sie ihnen die Wahrheit gesagt haben. Das Kind in der Krippe im Stall haben die Hirten gefunden. Und weil schon lange angekündigt war, dass ein solches Kind der Retter der Welt werden würde; dass dieser neugeborene Mensch dafür sorgen würde, dass alles Leben am Ende gut ausgeht – deshalb wird im Stall und an der Krippe für die Hirten endgültig wahr, was die Engel ihnen gesagt hatten: „Fürchtet euch nicht.“

Auch für uns heute hängt – wie für die Hirten damals – die Wahrheit der Engelbotschaft davon ab, ob wir glauben können, dass diese Welt ein gutes Ende nimmt. Dass alles schließ-

lich gut ausgeht: unser Leben, das Leben unserer Kinder und das Leben der ganzen Schöpfung. Dann – und nur dann – bräuchten wir uns nicht zu fürchten.

Es gibt vieles, das gegen ein solches gutes Ende spricht; vieles, das zum Fürchten ist; vieles, das Angst machen kann. Und es hilft nicht weiter, vor diesem vielen die Augen zu verschließen und so tun zu wollen, als wäre das alles nicht da: unsere schier unermesslichen Möglichkeiten, grausam gegen uns selber und gegen andere zu sein; die immer wiederholte Erfahrung, dass wir einander nicht trauen können; die immer wieder verspürte Einsamkeit und Verletzlichkeit; die jederzeit mögliche Not. Und es gibt wohl nur eines, was dafür spricht, uns nicht fürchten zu müssen. Und das ist unsere Sehnsucht danach, ohne

Furcht zu leben; unsere Sehnsucht nach Frieden, nach Vertrauen, nach Worten, die wahr sind und die uns leben lassen. Ich nenne diese Sehnsucht: unsere Sehnsucht nach Gott. Unsere Sehnsucht, dass da einer sein möchte an unserer Seite: klein genug, um uns ähnlich zu sein und uns nicht zu erschrecken, und gleichzeitig groß und mächtig genug, um uns und die ganze Welt sicher in seiner Hand zu halten und alles zu einem guten Ende zu bringen.

Reicht dieses eine aus gegen das viele?

Es kommt wohl auf die Stärke der Sehnsucht an. Und darauf, dass uns Engel immer wieder an diese Sehnsucht erinnern. Diese Engel müssen keine Lichtgestalten mit Flügeln sein, sie müssen nicht Harfe oder Posaune spielen können, und sie müssen auch

nicht aussehen wie damals meine Freundin Anne. Sie können aussehen wie irgendjemand, der uns in den Arm nimmt und tröstet. Wie jemand, der uns freundlich anlächelt, wenn wir Sorgen haben. Oder wie einer, der heute abend neben uns sitzt und mit uns in das Licht der Kerzen schaut und mit derselben Sehnsucht wie wir die alten Worte hört: „Fürchte dich nicht.“

Wenn uns so ein Engel begegnet, dann sollten wir uns auf den Weg machen wie damals die Hirten: Auf den Weg zum Ziel unserer Sehnsucht; auf den Weg zu Gott. Und ich bin mir sicher: auf diesem Weg werden auch wir selber immer wieder zu Engeln füreinander werden.

Amen.

Intra-Venus Series

Das Spätwerk von Hanna Wilke (1940-1993) in der NGBK in der Oranienstraße 25

Dorothea Weltecke / Als die amerikanische Künstlerin Hannah Wilke 1991 mit einer Serie von überlebensgroßen Selbstporträts begann, war dies eine konsequente Fortführung ihrer Arbeit. Sie war damit bekannt geworden, ihren Körper nackt zu inszenieren. Lebendige weibliche Schönheit – eben ihre eigene Schönheit symbolisch gewendet – war ebenso Thema ihrer Kunst wie Zerstörung durch Fremdbestimmung und Abwertung. Dabei war ihre Kunst immer zu vieldeutig, zu witzig und zu tief sinnig, um als Agitation zu taugen.

Neu war ein anderes: Sie war jetzt 52 Jahre alt, gedunsen, ihre Augen la-

gen in tiefen Höhlen, sie war kahl auf dem Kopf – sie hatte Lymphdrüsenkrebs. Trotzdem posierte sie in der Haltung einer antiken Göttin, der Venus. Intra-Venus, in diesem Wortspiel über Venus und intravenös fasst Wilke zusammen, worum es ihr mit diesen Bildern geht – der Prozess des Krankseins, das aggressive Medikament bei der Arbeit, Körpersein. Ein Hauptmotiv sind Katheter für die Chemotherapie: Über ihrer linken Brust tauchen Schläuche in ihren Körper ein, hinterlassen Narben, verursachen den Ausfall ihrer wunderbaren dicken, schwarzen Haare, den sie genau dokumentiert, machen ihr Angst und

die wühlenden Schmerzen, die sie fotografisch mit Hilfe ihres Mannes in Szene setzt.

Aber Wilke geht es nicht darum, ihre Krankheit einfach zu dokumentieren; ihr geht es um Kunst. Daran lässt schon das monumentale Format und die Zusammenstellung der Fotos zu Diptychen und Triptychen keinen Zweifel. Der sakralisierende Eindruck ist gewollt. Er entspricht Formen auf den Bildern, die an christliche Frauendarstellungen erinnern und an die Passion natürlich. Und er wird durch die künstlerische Präzision in den Formen eingelöst. Wilke erhebt durch diese Altmeisterlichkeit ihre

Darstellungen zu etwas Kostbarem. Und wie alte Ölbilder entfalten auch Wilkes Fotos hinter ihrer Oberfläche ein Eigenleben. Aber warum geschieht

hier Kunst mit der Krankheit? Ich weiß, dass Ulla Franks theologischer Umgang mit ihrer Krankheit, ihr ungeheurer Mut und ihre Wachheit sie weit über ihre eigene Person hinaus geführt haben, dass

sie nicht mehr nur ihre eigenen Fragen gestellt und beantwortet hat, sondern auch die anderer. Auch Wilke wächst über ihre eigene sterbliche Person hinaus, sagt mehr, leidet mehr:

Wilkes zweites Hauptmotiv ist Venus, die Göttin der Liebe, Symbol der Weiblichkeit. Es ist ein Motiv, dass Wilkes vergehenden Körper in die Zeit verlängert. Es verbindet sie mit den unterschiedlichen Blicken und den vielen Körpern, aus denen das Bild der Weiblichkeit besteht. Wilke befragt dieses Bild, legt es auseinander, verformt es. Sie tut dies, indem sie höchst aufmerksam den körperlichen Formen ihres eigenen Lebendigkeit nachgeht. Und sie konfrontiert diese mit ästhetischen Formulierungen.

Auf einem Triptychon ist sie links zu sehen, wie sie greisenhaft und er-

schöpft auf einem Toilettenstuhl sitzt, während sie die Infusion erhält. In der Mitte liegt sie gelöst mit geöffneten Beinen in einer Badewanne, in



Intra-Venus Series #4, July 26, 1992



Intra-Venus Series #4, February 19, 1992

die glitzernd Wasser fließt, rechts steht sie, immer nackt. Stehend erinnert sie zum Beispiel an einen bestimmten Typ von Venusdarstellungen. Dieser Venustyp verkörperte alle Merkmale, mit denen man die geistige Schwäche der Frauen zu beschreiben pflegte.

Wilke nimmt sich dieser Figur über ihren eigenen Körper an: Sie zieht der Venus weiße Pantoffel an. Sie spreizt ihre schönen Hände affektiert über Bauch und Hüfte und erinnert damit an die Pin-Up-Girls. Diesen war immer der scheue, kokette Blick des lüstern betrachteten Tierchens eigen. Nicht so Wilke: Aus dem seitwärts gewendeten Kopf schaut sie mich ernst und scharf von oben an.

An der Kraft ihrer Augen bricht alles, was an dem Blick auf die Frauen

erniedrigend war, in sich zusammen. Vielmehr schickt sie den Blick zurück: Was willst Du eigentlich? Was tust Du? Was kannst Du? Und sie

zwingt mich, mich meinerseits Wilkes überwältigender körperlicher Präsenz auszuliefern, ihr zu begegnen.

Und deshalb ist hier alles anders: Wilke hat die Venus mit ästhetischen Mitteln neu konstruiert und etwas über heißes, quicklebendiges Dasein und Weiblichkeit gesagt. Ich stehe verstört und verzaubert im Pfeilhagel der liebenden Blicke ihres

Mannes hinter der Kamera und Wilkes eigenen, unendlich lebendigen Blicken aus dem Bild heraus. Ihre Bilder können das, was große Kunst zu einem so beglückenden, verändernden und klärenden Ereignis macht. Und Weinen ist nicht verboten.

Reihe Unterbrochene Karrieren. Eine Ausstellung der Neuen Gesellschaft für bildende Kunst, Oranienstraße 25, in Zusammenarbeit mit dem Haus am Kleistpark, 2. September bis 8. Oktober 2000, täglich von 12.00 - 18.30 Uhr.

Der Katalog der Ausstellung mit ausführlichen Überlegungen zu Wilkes Werk und seinem Kontext ist sehr empfehlenswert.

T wie Taufe

oder wenn das Schlimmste überstanden ist

Ulla Franken / Schlimmer kann es nicht mehr kommen: Mit diesem Gedanken verknüpft der Apostel Paulus im Römerbrief die Taufe. Das ist ein ungewöhnlicher Zugang zu diesem Thema. Aber vielleicht habe ich Sie und euch, liebe Gemeinde, jetzt ein wenig darauf eingestimmt, so dass Paulus Gedankengang nicht mehr ganz so fremd erscheint.

In manchen Gegenden war es früher üblich, mit einem Neugeborenen nicht eher aus dem Haus zu gehen, als bis es getauft ist. Und wenn ich heute mit Taufeltern darüber spreche, warum sie ihr Kind taufen lassen wollen, gibt es manchmal Antworten, die diese alte Tradition noch anklingen lassen. Eltern wollen ihr Kind schützen vor den Gefahren dieses Lebens und sie sehen die Taufe wie eine Art Schutzschild, das ihr Kind von da an umgibt.

Ein solches Verständnis ist von dem des Paulus gar nicht so weit entfernt. Allerdings hat der Apostel hier eine ganz spezielle Gefahr im Sinn: Die Gefahr, ungetröstet und ohne Hoffnung auf ein Leben hinter dem Tod zu sterben. Einen solchen Tod sieht Paulus als die größtmögliche Katastrophe an, die einem Menschen passieren kann. Und eben diese größtmögliche Katastrophe – sagt Paulus – ist in der Taufe vorweggenommen. Im Ritus der Taufe, der ja ursprünglich ein Untertauchen des ganzen Körpers im Wasser war, wird der glaubenslose Mensch symbolisch in den Tod versenkt. Und der Mensch, der aus dem

Taufwasser herauskommt, ist ein Mensch mit dem Glauben an die Auferstehung Jesu Christi, ein Mensch mit dem Glauben an ein Leben hinter dem Tod. Den Tod ohne diese Glaubenshoffnung ist er beim Eintauchen in das Taufwasser gestorben. Dieser Tod, diese größtmögliche Katastrophe, ist damit bereits eingetreten und kann sich nicht wiederholen. Schlimmer kann es also nicht kommen.

Wisst ihr nicht, dass alle, die wir auf Christus Jesus getauft sind, die sind in seinen Tod getauft?

Apostel Paulus
aus: Der Brief an die Römer

Teilen wir diese Haltung?

Ich habe da Fotos von einem großen Taufgottesdienst in der Ölbergkirche vor Augen. Eins der Kinder, die darauf abgebildet sind, lebt nicht mehr. Es ist wenige Wochen nach der Taufe an so genanntem plötzlichen Kindstod gestorben. Ob es seinen Eltern wohl ein Trost ist, dass ihr Kind vor seinem Tod noch getauft wurde? Ob sie diesen Tod nach der Taufe als eine kleinere Katastrophe ansehen, als wenn ihr Kind ungetauft gestorben wäre? Ich weiß es nicht.

Aber ich weiß aus vielen Gesprächen mit Trauernden und Hinterbliebenen, wie wichtig den allermeisten von ihnen der Gedanke an ein Leben hinter dem Tod ist. Dabei sind diese Trauernden und Hinterbliebenen längst nicht immer bekennende Christenmenschen. Und ihre Vorstellung, wie ein solches Leben hinter dem Tod sein könnte, gründet sich längst nicht

immer auf die Auferstehung Jesu Christi. Aber bei aller Unterschiedlichkeit und Tiefe der religiösen Bindung ist es fast allen diesen Menschen wichtig, sich vorstellen zu können, dass ein Weg auch dann weitergeht, wenn er sich unserem Begreifenkönnen und unserem Verstand entzieht. Dass das Ende und das Ziel des Lebens nicht der Tod ist, sondern das Leben bei Gott, welche Vorstel-

lung auch immer wir von ihm haben. Ich habe aber meine Zweifel, ob Paulus Recht damit hat zu meinen, diese Katastrophe sei durch den Akt der Taufe bereits vorweggenommen. Er mag damit recht haben, wenn er

von einer Taufe ausgeht, wie sie zu seiner Zeit üblich war: Die Taufe eines erwachsenen Menschen, der mit diesem Zeichen bewusst seine eigene Glaubenshaltung bekennt. Also das, was in der Sprache der Theologie die „Taufe durch den Hl. Geist“ genannt wird. Aber eine solche Taufe erleben Menschen unserer Tage ja längst nicht immer zeitgleich mit der symbolischen Handlung der Wassertaufe.

Häufiger erzählen mir Menschen, dass sie ihre Glaubenshoffnung oder gar Glaubensgewissheit aus ganz anderen Lebenssituationen gewonnen haben: Aus eigener Lebensbedrohung z. B. oder aus der Rettung aus Gefahr für ihre Liebsten und Nächsten. Aber fast immer haben auch solche ganz anderen Lebenssituationen etwas von der Symbolkraft der Taufhandlung mit ihrem zeichenhaft vorweggenommenen Tod.

Aus dem Redaktions-Team

Eine BildredakteurIn wird gesucht! Mit Gestaltungswillen und Geschmack, mit Grundkenntnissen in der Arbeit am Computer und vor allem Freude an der Arbeit in einem netten Team.

Kuss bleibt Kuss ...

Das paternoster-Team hat sich entschieden, die neue Rechtschreibung anzuwenden. Und wir bleiben dabei, auch wenn nun von einigen Seiten zum Rückzug geblasen wird. Gelassen warten wir die nächsten Schritte der Reform ab, in denen die verbliebenen Ungereimtheiten beseitigt werden.

Reklame am Kirchturm

Ja, und zwar Reklame für unsere Arbeit! Am Emmaus-Kirchturm wird für alle SurferInnen unsere Internetadresse hängen und ein paar Hinweise, was es so für Angebote in dieser großen Kirche gibt. Und wenn der Turm fehlt, so wie es bei der Ölberg-Kirche der Fall ist, kommt das Logo direkt an die Fassade, damit nun auch alle sehen – das hier ist keine Turnhalle sondern unsere kleine Gemeindekirche.

Gottesdienste

Ganz neu ist unser Konzept nicht mehr, denn wir suchen ja schon seit einiger Zeit nach einer neuen Struktur für unsere Gottesdienste. Jetzt aber haben wir einen Rahmen gefunden, an dem man sich gut orientieren kann:

- erster Gottesdienst im Monat um 11.00 Uhr in der Emmaus-Kirche immer ein Familiengottesdienst
- Gottesdienste in der Monatsmitte um 11.00 Uhr in der Ölberg-Kirche als gesprächsorientierte Gottesdienste mit Abendmahl
- letzter Gottesdienst im Monat um 11.00 Uhr in der Emmaus-Kirche als Themengottesdienst

Umfrage

Die Auswertung unserer Umfrage aus der vorletzten paternoster-Ausgabe und die Gewinner des Preisausschreibens teilen wir Ihnen in der Winter-Ausgabe mit.

20 ihr 20 wir

Erleichtert haben wir festgestellt, dass der Kirchhof der Emmaus-Gemeinde keine Zwangsarbeiter beschäftigt hat. So jedenfalls nach dem jetzigen Kenntnisstand. Doch mit diesem „wir waren nicht dabei“ wollen wir uns nicht aus der Verantwortung stehlen. Jene, die nicht selbst zur Zwangsarbeit gezwungen waren, haben, ob sie es wollten oder nicht, von ihr profitiert. Viele Bereiche der Gesellschaft haben nur deshalb funktioniert, weil Menschen unter unwürdigen Bedingungen zur Zwangsarbeit rekrutiert wurden. Nur wenige Menschen im Gemeindegebiet gehören zur Vorkriegsgeneration. Dennoch wollen wir den Aufruf verschiedener Institutionen und Persönlichkeiten unterstützen, in dem Einzelpersonen aufgefordert werden, den Zwangsarbeiterfonds mit je 20,- DM zu unterstützen. Der Gemeindegemeinderat hat beschlossen, auf alle Spenden unserer Gemeindeglieder, die demgemäß über die Küsterei eingehen, weitere 20,- DM hinzuzutun. Das Unrecht kann auf diese Weise nicht getilgt werden, aber wir sehen darin ein Zeichen unserer Solidarität mit den Opfern.

Spenden bitte in der Küsterei abgeben!

Abendmahl

Das Abendmahl mal etwas anders feiern – wir wollen singen, tanzen, meditieren, aber auch gemeinsam essen. Ein Abend, wo wir einander begegnen, auftanken können, uns etwas Gutes tun – ein Miteinander erleben, wie es von Jesus und seinen Jüngern überliefert ist: Sich zusammenfinden und gemeinsam feiern und essen.

Am **1. November um 19.00 Uhr** in der **Ölberg-Kirche**. Bei Rückfragen: Lindner, Telefon 623 75 09

Beichtangebot

Ein Beichtstuhl ganz eigener Art steht seit kurzem in der Emmaus-Kirche. Zwei Sessel in S-Form zusammengefügt ermöglichen, einander in großer Nähe und dabei in klarer Distanz zu begegnen. So ist allein schon das Gestühl ein äußeres Merkmal für die besondere Situation der Beichte. In der Beichte ist Gelegenheit, sich die eigene Schuld von der Seele zu reden und in einem Ritual von dieser Last losgesprochen zu werden.

Rückfragen an Pfarrer Jörg Machel.

Frühstücksstube

Nach der Sommerpause hat die Frühstücksstube wieder ihre Pforten geöffnet. Dienstags und mittwochs bieten wir ein reichhaltiges Frühstück für alle. Dringend brauchen wir ehrenamtliche HelferInnen für diese Arbeit. Bei Interesse bitte bei Christina Lenz (über die Küsterei) melden.



paternoster im Internet

Seit Mai können Sie sämtliche Ausgaben des paternoster im Internet über unsere Homepage aufrufen: <http://www.emmaus.de/paternoster>

Anschlag vom 25.10.1993

mit rot-grün Signale setzen?

Jörg Machel / Da hat jemand protestiert und keiner hat etwas gemerkt! Natürlich, die rot-grüne Farbe über dem Kriegerdenkmal habe ich bemerkt, aber es ist leider nicht außergewöhnlich, dass irgend jemand in Kreuzberg seine Farbe nicht halten kann und Mauern, Zäune, Wände beschmiert – nun also der Gedenkstein, so dachte ich.

Erst die Rückfrage des BKA führte mich auf die bedeutungsschwere Spur. Bekennerschreiben aus der linken Szene lagen vor. Den Text allerdings könne mir die Behörde nicht zugänglich machen. Immerhin erfuhr



ich, dass die Morgenpost Empfänger des Schreibens gewesen sein soll. Dort angefragt, wusste niemand etwas.

So bleiben mir Motive und Hintergründe verborgen. Und so, wie wir bei den laufenden Schmierereien keine Anzeige erstattet haben, tun wir es auch jetzt nicht. Wir wissen schließlich um die Hilflosigkeit der Polizei in diesen Dingen.

Dennoch wollen wir die Sache nicht auf sich beruhen lassen. Es handelt sich schließlich um Gesinnungstäter und so fühlen wir uns herausgefordert.

Warum seid ihr so schrecklich feige?

Auch wir haben uns schon mit diesem Stein und seiner Botschaft auseinandergesetzt. Zum Golfkrieg haben wir ihn verhüllt und öffentlich gegen den Krieg als probates Mittel der Konfliktlösung protestiert. Öffentlich haben wir angeklagt, gebetet und unseren Einspruch erhoben. Wir haben offen mit denen diskutiert, die anderer Meinung waren, und haben unsere Meinung zur Disposition gestellt.

Und ihr – habt im Dunkel der Nacht Farbeimer geleert. Und seid ihr nachts dann nach Hause geschlichen mit euren beschmierten Fingern? Und habt ihr noch ein paar Bier getrunken auf eure konspirative Aktion?

Kommt gefälligst an die Öffentlichkeit! Streitet für eure Position und setzt euch dem Widerspruch aus! Hier in der Gemeinde haben wir auf das Heftigste über den Krieg im Kosovo gestritten, haben Positionen abgewogen und verändert.

Also: Reinigt den Gedenkstein und stellt euch der Auseinandersetzung!

Unser nächstes Thema:

Konkurrenzprodukt Kirche

Impressum

paternoster
Die Zeitschrift der Evangelischen
Emmaus-Ölberg-Gemeinde
4. Jahrgang Nr. 3, Herbst 2000

Herausgeber im Sinne des Presse-
rechts ist der Gemeindegemeinderat
der Emmaus-Ölberg-Gemeinde

Redaktion
Heike Krohn, Jörg Machel, Claudia
Ondracek, Ingo Schulz, Dorothea
Weltecke

Titelbild: aus dem Berner Totentanz
Montage – Ingo Schulz

Redaktionsanschrift
Lausitzer Platz 8a, 10997 Berlin

Satz und Layout
Jörg Machel und Ingo Schulz

Druck
Bildungswerk in Neukölln GmbH
gedruckt auf RecyMago 115gr/qm

Adressen und Rufnummern der Emmaus-Ölberg-Gemeinde

Emmaus-Kirche, Lausitzer Platz 8a,
10997 Berlin
Telefon 030/ 61 69 31 -0, Fax -21

Öffnungszeiten der Küsterei:
Mo, Do, Fr 9-13 Uhr, Di 13-17 Uhr,
Mi geschlossen

Ölberg-Kirche, Lausitzer Straße 28/
Ecke Paul-Lincke-Ufer, 10999 Berlin

Kita Ölberg, Lausitzer Straße 29-30,
10999 Berlin, Telefon 61 69 32 -17

Emmaus-Kirchhof, Hermannstr. 133,
12051 Berlin, Telefon 626 24 35

Pfarrer Jörg Machel
Lausitzer Straße 30, 10999 Berlin,
Telefon 61 69 32 -15
joerg.machel@emmaus.de

Internet & e-mail:
<http://www.emmaus.de>
gemeinde@emmaus.de

Spendenkonto
Berliner Bank AG (BLZ 100 200 00),
Konto 4703240501
KVA/Emmaus/paternoster

Nachtrag: Wir danken dem Verlag
Kiepenheuer & Witsch, Köln für die
freundliche Genehmigung zum Ab-
druck der „Anekdote zur Senkung der
Arbeitsmoral“ von Heinrich Böll in der
letzten Ausgabe des paternoster.

Es war einmal ein kleiner Heiliger, der hatte viele Jahre ein glückliches und zufriedenes Leben geführt. Als er eines Tages gerade in der Klosterküche beim Geschirrabwaschen war, kam ein Engel zu ihm und sprach: „Der Herr schickt mich zu dir und lässt dir sagen, dass es an der Zeit für dich sei, in die Ewigkeit einzugehen.“

„Ich danke dem Herrgott, dass er sich meiner erinnert“ , erwiderte der kleine Heilige.

„Aber du siehst ja, was für ein Berg Geschirr hier noch abzuwaschen ist. Ich möchte nicht undankbar erscheinen, aber lässt sich das mit der Ewigkeit nicht noch so lange hinausschieben, bis ich hier fertig bin?“

Der Engel blickte ihn nach Engelsart weise und huldvoll an, sprach: „Ich werde sehen, was sich tun lässt“ , und verschwand. Der kleine Heilige wandte sich wieder seinem Geschirrberg zu und danach auch noch allen möglichen anderen Dingen. Eines Tages machte er sich gerade mit der Hacke im Garten zu schaffen, da erschien auf einmal wieder der Engel. Der Heilige wies mit der Hacke gartenauf und gartenab und sagte:

„Sieh dir das Unkraut hier an! Kann die Ewigkeit nicht noch ein bisschen warten?“

Der Engel lächelte und verschwand abermals.

Der Heilige jätete den Garten fertig, dann strich er die Scheune. So werkte er fort und fort, und die Zeit ging dahin ... Eines Tages pflegte er im Hospital die Kranken. Er hatte eben einem fiebernden Patienten einen Schluck kühlen Wassers eingeflößt, da sah er, als er aufblickte, wieder den Engel vor sich.

Dieses Mal breitete der Heilige nur mitleidheischend die Arme aus und lenkte mit den Augen des Engels Blicke von einem Krankenbett zum anderen. Der Engel verschwand ohne ein Wort.

Als der kleine Heilige sich an diesem Abend in seine Klosterzelle zurückzog und auf sein hartes Lager sank, sann er über den Engel nach und über die lange Zeit, die er ihn nun schon hingehalten hatte. Mit einem Mal fühlte er sich schrecklich alt und müde und er sprach: „O Herr, könntest du deinen Engel doch jetzt noch einmal schicken, er wäre mir sehr willkommen.“ Kaum hatte er geendet, stand der Engel schon da ...

„Wenn du mich noch nimmst“ , sagte der Heilige, „so bin ich nun bereit, in die Ewigkeit einzugehen!“ Der Engel blickte den Heiligen nach Engelsart weise und huldvoll an und sprach: „Was glaubst du wohl, wo du die ganze Zeit gewesen bist?“

Albert Schweitzer

DEUTSCHE POST AG
ENTGELT BEZAHLT
10997 BERLIN

Möchten Sie den paternoster
regelmäßig per Post erhalten?
Hier könnte Ihre Anschrift stehen!